

Zeitschrift:	Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde
Herausgeber:	Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde
Band:	33 (1943)
Heft:	4
 Artikel:	Alte Kinderspiele aus Arth
Autor:	Rickenbach, Jakob
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1004554

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Alte Kinderspiele aus Arth.

Von Jakob Rickenbach, Arth.

Das Tötzlen ging früh ein. Es ist mehr ein Kraftmessen wie das „Hägglen“. Man machte mit der rechten Hand, dem Daumen, Gold- und Kleinfinger eine Faust und streckte den Zeig- und Grossfinger grad aus. Der eine musste nun seine zwei Finger herausstrecken, der andere schlug ihm mit den zwei gestreckten Fingern darauf. Wer zuerst genug hatte und aufhörte, musste ein Pfand geben. Zuerst wurde noch „paar oder unpaar“ gemacht. Der eine hielt die Faust mit einigen offenen Fingern hinter den Rücken und fragte: „Paar oder unpaar?“ Der andere sagte z. B.: „Paar“, und der erste zeigte seine Hand, in der nur drei Finger offen waren. Nun hatte der erste gewonnen und konnte zuerst schlagen. Um die Sache zügig zu machen, wurden die Finger über die Zunge gestrichen und mit aller Wucht auf den Gegner los geschlagen. Zwei Hartnäckige spielten oft, bis ihnen fast das Blut unter den Nägeln hervorquoll. Oft gings auch um Pfänder, die etwas wert waren, oder in den Wirtschaften „tötzelten“ die Grossen um Most oder Wein. Dann gings viel hitziger zu, und sie wurden natürlich gehetzt. Es kam viel auf das Schlagen und Hinhalten an; wenns einer verstand, konnte er den Schlag mildern, wenn er die Finger schnell etwas schief hielt. Ebenso wenn man nicht mit den ganzen Fingern auf die des Gegner schlug, zwickte es viel mehr, als wenn man voll traf. Die Finger der „Tötzler“ waren hernach immer feuerrot und manchem angeschwollen.

Um unsere früheren Spiele zu verstehen, muss man bedenken, dass wir damals noch sehr wenige gekaufte Spielsachen hatten, das meiste selbst fabrizierten, und so viel mehr Freude daran hatten und die Handfertigkeit lernten. Die einfältigste Holzkuh, die wir aus einem Rundholz schnitzelten, mit einem Einschnitt hinten auf die Hälfte und diese weggeschnitten mit einer Kerbe in der Mitte bildete den Schwanz. Vorne wurde der Hals gebildet, indem man von unten nach oben zuspitzte und in der Mitte ebenfalls eine Kerbe machte, die die Hörner vorstellte; es wurde ringsherum eingekerbt, und Kopf und Hörner waren fertig. Kälber, Rinder, Kühe, Muni, Ochsen allerart wurden so in jeder Grösse fabriziert und verhandelt, auf die Alp getrieben, und jeder wollte ein Sennten haben. Diese Art Kühe waren begehrter als die sogen. „Kabisstierzel“, die ebenfalls als Vieh Verwendung fanden. An solchen Spielsachen aller Art, die man mit Fleiss geschickt heranschuf, hatte man viel mehr Freude als an den geschenkten; sie waren für uns wertvoller. So auch jede Art

anderer zu Spielzwecken verwendeter Geräte, die wir alle selber machten, so „Hecker“, Schössli, Steinschleuder, auch zum „Chrotä-sprangä“: „Bänseli“, Leinschlingen, Spickä oder Chuggelä, Ballä-schläh, Erstfah und Zweithälfä usw.

Das Gaisgügenä war ein sehr einfaches Spiel, indem man dazu nur ein Holzstück oder später ein sogen. „Ziegelmuggerli“ brauchte, einige (d. h. soviel als Buben waren) zirka faustgrosse Steine, deren es damals noch genug auf der Strasse gab. Es konnte einzeln oder partiweise gespielt werden. Man stellte den Holzstock, zirka einen Fuss hoch, zweimal faustdick, auf, zählte acht bis zehn Schritte ab und machte einen Strich mit dem Schuhabsatz auf den Boden als Markierung. Nun wurde wieder „paar oder unpaar“ gemacht, und der Gewinner hatte den Anwurf. Jeder hatte einen ihm zusagenden passenden Stein in der Hand; einer war Zielwächter. Man musste nun den Holzstock umwerfen und vom Ziel bis zum Holzstock springen, ohne dass der Zielwächter einem den sogen. „Ziege“ geben, d.h. mit der Hand betupfen konnte. Er musste aber vorher den Holzstock noch aufstellen. Wer erwischt wurde, musste Wächter sein. Ebenso wenn es Parteien waren.

Das Bänsälä. Früher wurden bekanntlich die Gewehrkugeln gegossen. Auch wir hatten noch Kugelmodelle im Haus droben, wie auch solche zum Bänsäli giessen. Man hatte extra Bänsälimodelle aus Holz geschnitzt. Es waren nur runde, flache Vertiefungen auf einem Brett; das andere Brett war flach, mit Rinnen dazu, um das Blei einzugiessen. Zu diesem Zweck suchte und fand man überall Blei. Beim Zeigerhaus kratzte man, bis es grosse Löcher waren, und an den Bleifenstern riss man die Fassungen weg. Beim Einguss von Tür- und andern Angeln, die ja damals noch mit Blei vergossen wurden, stach man mit den „Hegeln“ oder andern Instrumenten das überschüssige Blei heraus, bis die Angeln fast nicht mehr hielten. So kam man da und dort zu Blei. Das Bänsälä bestund darin, dass zwei je eine Zahl solcher kleinen „Bänsäli“ in die Hand nahmen, diese auf den Rücken hielten und den Gegner fragten: „Rat, wie mängs hani i de Hand?“ Dann musste die Hand hervorgehalten werden, damit man nicht mogeln konnte. Der Gegner riet z. B. drei Stück, und wenn es nur zwei waren, so musste der Gegner ein Stück dem andern geben. Ebenso wenn mehr waren; sagte er z. B.: „Fünf Stück“ und es waren nur drei, so musste er zwei dazu legen. Erriet er aber die Zahl, so konnte er alle für sich nehmen. Dann kam der andere und machte dasselbe. Die Bänsäli waren sehr begehrt, da sie viel Arbeit gaben und nicht jeder ein Modell

besass. Man musste damals solche mit allem Möglichen einhandeln oder vielmehr eintauschen, mit den Holzkühen, Hegeln, Schnüren, Kugeln etc.

Das Räpplä. Wer es sich leisten konnte, der sammelte auf irgend eine Art Rappen, sei es durch Trinkgelder, von denen man fünf bis zehn Rappen einwechselte. Einige behielten beim „z'Opfergehen“ ein bis zwei Rappen zurück. Man opferte damals noch an drei Orten je einen Centime. Es gab solche, die noch verdienten dabei, natürlich sehr unverfrorene Helden. Auch mit den Rappen wurde wie mit den Bänsälen gespielt, indem geraten wurde, wie viele man in der Hand habe usw. Aber das eigentliche Räppeln bestand darin, dass man einen Holzstock oder „Ziegelmuggerli“ aufstellte. Jeder legte nun einen Rappen nach seinem Belieben mit Zahl oder Kreuz nach oben, auf oder unter den Holzstock. Dann wurde gewettet, ob mehr mit Kreuz oder Zahl nach aufwärts am Boden liegen werden. Lag nun des Gegners Rappen mit dem Kreuz nach oben und er hatte auf die Zahl gewettet, so hatte er verspielt und musste den Rappen dem Partner abgeben. Andernfalls, wenn die Zahl oben lag, bekam er den Rappen.

Das Heckern war ein Frühlings- oder Sommerspiel. Man machte aus kurzen, vielleicht anderthalb bis zwei Fuss langen Hölzern, für gewöhnlich aus Tannenholz, aber die bessern waren die von Buchenholz, unten zugespitzt und oben mit einem Handgriff versehene sogen. Hecker. Man suchte sich einen schönen, geeigneten, weichen aber nicht nassen Boden aus, für gewöhnlich auf der Hofmatt. Dann wurde zuerst „paar oder unpaar“ gelost. Der Gewinner durfte zuerst den Hecker in den Boden werfen. Die Hecker mussten zügig und schwer sein, dann hielt man sie hoch, und im Schwung suchte man sie so tief als möglich, und den ersten grad, in den Boden zu schmeissen. Jetzt kam der zweite und wollte den im Boden steckenden umwerfen oder doch schwächen. Deshalb musste er seinen hart auf den stehenden schmeissen und schief dazu, damit dieser geschwächt oder umgeworfen wurde. Oft aber flog der zweite Hecker schon fort, indem er zu früh aufprallte und nicht in den Boden heckte. Der Spieler schaltete aus. Nun kam der Dritte; wenn nun der Zweite auch heckte, besah er sich die Situation: welcher von beiden schwächer stand und wo der beste Angriff war. Hier gab es immer, auch bei den noch Nachfolgenden, ein Zurufen: „Hau diesem eis! Nein, nimm im Köbel sinä, der ghit ja scho halb um! Heb zwüschet innä, de flügit beed usänand“ usw. Die Kunst bestand darin, den andern auszuschalten und doch den eigenen Hecker recht fest in den Boden zu schmeissen. Die Hecker mussten zum

Boden heraus sein; so lange einer mit dem Spitz noch Erde ob sich hatte und wenn er auch lag, war er noch beteiligt. Es war dann eben eine Kunst, den Hecker so zu treffen, dass er weg flog und der eigene steckte. Aber oft kam es, wie schon bemerkt, vor, dass man fehlzielte und der eigene zu Fall kam. Man wettete bei diesem Spiel um Kugeli, Rappen, Schnüre oder sonst etwas. Meist aber, da man nicht bei Kassa war, konnte der letzte allen übrigen, die verspielt hatten, d. h. ausgeschaltet wurden (depn das Spiel ging weiter, bis alle bis auf einen ausgeschaltet waren), mit seinem Hecker auf die lang vorgehaltenen Hände einen kräftigen Schlag hauen, was man in der Hand übel merkte. Aber auch hier kam es vor, dass der Hecker des Siegers, wenn er alt oder sonstwie schwach war, abbrach, was natürlich ein Heidengelächter gab. Das Heckern erzeugte gesunde Arme und ein zielsicheres Auge. Aber sauber sind wir vom Heckern nie heimgekommen und haben manches Nachspiel deshalb erlebt. Damals hatte ein jeder ein oder zwei Hecker zu Hause, und wenn man einen mit einem Hecker auf die Hofmatt gehen sah, rannte man schnell heim und holte den seinen auch.

Das Schössli schiessen war ebenfalls ein Wiesenspiel; es war sehr schön, aber aufpassen musste man. Die Schössli waren meistens aus Tannen-, bessere aus Hartholz geschnitzt. Das war für sich eine Kunst. Die Schössli waren unterschiedlich gross, von 20 bis zu 30 cm lang, und hatten eine Art Pfeilform. Hinten war eine längliche Krapfe, vorne ein Spitz und in der Mitte eine Einkerbung in Form eines Dreiecks. Das war die Kunst, dass man den Einschnitt richtig traf. Man musste auf dem Finger abwägen, wo die Mitte sei, und gerade hinter derselben, so dass die Spitze nur wenig überwiegend war, musste der eingeschnittene Widerhaken sein. Man machte die Krapfe dünner und gegen den Spitz dicker. Dann brauchte man noch eine zügige, zirka 70 bis 80 cm lange widweiche Haselrute. An der Spitze befestigte man eine Schnur und am Ende derselben ein Hölzchen, ungefähr ein Viertel von einem Streichholz. Man fasste nun das Schössli hinter der Mitte, legte die Schnur in die Einkerbung, setzte den Daumen darauf und zog die Schnur bis zum Hölzchen nach. Jetzt rutschte man sachte mit der linken Hand zurück bis an die äusserste Spitze der Krapfe und hielt diese mit dem Daumen und Zeigfinger fest, spannte nun die Haselrute stramm an und wippte mit dem ganzen, mit beiden Armen, auf und runter, und wenn man den richtigen Schwung hatte, liess man das Schössli im Aufwärtschnellen los. Wer das gut konnte und ein gutes Schössli hatte, dem flog es so hoch, dass mans nicht mehr sehen konnte. Aber es hiess

immer aufpassen, wo man hinschoss; sie flogen oft über die Häuser hinweg und dann konnte man oft lang umsonst suchen und hatte ein schönes Schössli verloren. Oder sie blieben hin und wieder auf Dächern oder sonstwo hängen; auch verschiedene Scheiben gingen kaput, wenn zu nieder geschossen wurde.

Religiöses Brauchtum aus dem Kanton Luzern.

Von Jos. A net - Graf, Grosswangen.

Die Bibernüssliwallfahrt auf die Bösegg. Bekannt ist, dass bei Bauchweh (anderweitig auch bei Kopfweh) nach der Böseggkapelle (nahe Ufhusen) gewalltfahrtet wird. Bei dieser Kapelle steht ein mächtiger Baum, von dem die Leute sagen, er wäre von Rom hieher verpflanzt worden. In Wirklichkeit handelt es sich um einen sogenannten „Bibernüsslibaum“, dessen Früchte, kleine Nüsschen von der Grösse der Kirschensteine, im Wasser gekocht und eingenommen werden bei Bauchschmerzen. Wenn nun die Willisauer am Markustag ihren Bittgang nach der Bösegg halten, steigt nach dem Gottesdienst in der Kapelle ein Bub auf den Bibernüsslibaum und bengelt eine Anzahl Bibernüssli hinunter. Sie werden heimgenommen und bei Bauchschmerzen und auch bei Krankheiten des Viehes angewendet. (Diese Wallfahrt wird seit Jahren nicht mehr gehalten.)

St. Anna bei Romont. Ungefähr eine halbe Stunde von Romont steht eine Kapelle zu Ehren der heiligen Mutter Anna. Nach der Volkssage wäre schon in uralten Zeiten da eine St. Anna-kapelle erbaut worden; aber in den Visitationsakten von 1452 kommt sie noch nicht vor. Die kleinere, an die ältere angebaute Kapelle wurde am letzten Sonntag des Weinmonats 1686 durch Bischof Peter von Montenach eingesegnet. Ein gewisser Herr Johann Moret liess diese infolge eines Gelübdes aufführen: er sah nämlich vom Fenster aus seinen einzigen Sohn, der die Ketten von der Zugbrücke des Schlosses lösen wollte, in die Tiefe hinunterfallen. Der Fallende blieb wunderbarerweise am Leben. Der dankbare Vater baute die neue kleine Kapelle und liess zugleich ein Gemälde anfertigen, worauf die Szene dargestellt war. Noch vor nicht langer Zeit befand sich dieses Gemälde auf einem Seitenaltar der älteren Kapelle, welche jetzt nicht mehr besteht. Ehemal gab es viele Wallfahrer zu diesem Heiligtume; heute aber gehen meistens schwangere Frauen dahin, um eine glückliche Niederkunft von Mutter Anna zu erflehen. Die Frauen brachten die Kinder, die ohne Empfang der heiligen Taufe starben oder tot zur Welt kamen, zu St. Anna, legten sie vor den Altar, und